



2011/09 dschungel

<https://jungle.world/artikel/2011/09/die-gesten-des-erzaehlens>

Über den Roman »La Via« von Fabrizia Ramondino

Die Gesten des Erzählens

Von **Catrin Dingler**

Fabrizia Ramondinos Roman »La Via« führt in die Lebenswirklichkeit und Mythologie des Mezzogiorno.

Alles geschah hier immer wegen der Straße: Sie war die wichtigste Verbindungsstrecke des Römischen Reichs, auf ihr gelangte man aus der Hauptstadt in die Campagna bis in den Süden. Auf der Via Appia ereignete sich Geschichte, sie bestimmte über das Schicksal von Ortschaften. So entstand aus einer Tempelstätte zu Ehren des Gottes Äskulap, von dem sich die erschöpften Reisenden Kraft und die verwundeten Krieger Heilung erhofften, im Laufe der Jahrhunderte zwischen Rom und Neapel ein Kleinstädtchen, von den Einheimischen Acraia genannt.

Dorthin verschlägt es einen rekonvaleszenten Schiffskapitän in Fabrizia Ramondinos Roman »La Via«. Er folgt der Einladung seines alten Freundes Teodosio, der in Acraia mit seinem Freund Onofrio eine Autowerkstatt unterhält. Beiden bleibt genug Zeit, ihrem Gast täglich Gesellschaft zu leisten. Im Verlauf seines mehrwöchigen Aufenthalts wird der Kapitän in die Geheimnisse der Dorfchronik eingeweiht: »Kriege, Handel, Liebesgeschichten, Tode, lange Hungersnöte und plötzlicher Reichtum, kleine Intrigen und verheerende Skandale, Zerstörung und Wiederaufbau, Abwanderung und Rückkehr.« Die Erzählungen seiner Gastgeber reichen weit zurück in die Vergangenheit und weisen nicht selten durch eine überraschende Wendung voraus in die Zukunft. Die Gegenwart gerät ins Wanken. Unsicher stützt sich der Fremde auf seinen Stock, vorsichtig tastet er sich voran: »Da gibt es antike Steine, rund, glitschig, und das Lavapflaster ... auch glatt, und außerdem die Unebenheiten, einfach gefährlich.« Am gefährlichsten aber ist es am Zebrastreifen, denn aus der antiken Via Appia ist längst die moderne Statale 7 geworden, auf der Autos und Lastwagen aus Rom in die südlichen Provinzen des Latiums donnern. Wie viele Ortschaften im zersiedelten Süditalien ist die Kleinstadt durch die Fernstraße zweigeteilt. Auf der einen, der Küste zugewandten Seite liegt der »Borgo«, die moderne Unterstadt: hässlich und funktional. In den Bars sitzen ein paar vergessene Alte, die Mussolini verehren, weil er seinerzeit die Sümpfe des Küstenstreifens trockenlegen ließ. Die zentrale Piazza dient als Parkplatz. Mittendrin steht eine Statue von Padre Pio, »scheußlich, in Serie hergestellt wie alle, die nach der Seligsprechung plötzlich in ganz

Südtalien aufgestellt wurden«. Am Kiosk gibt es Bücher von einem, der neben dem faschistischen Duce und dem katholischen Wunderheiler bestehen kann, dem Briganten Fra Barnablù. Die Einheimischen verehren ihn nicht, weil er auf Seiten der papsttreuen Bourbonen stand, sondern weil er den italienischen Einheitsstaat bekämpfte. Weil er seine Freiheit verteidigte, wie sein Nachfahre, der Hirte Bartolomeo, der in den Bergen wohnte und, »obwohl er kein Anarchist war und gar nicht wusste, was Anarchie bedeutet, de facto Anarchie praktizierte«. Der Einheitsstaat bedeutet den Bewohnern dieses Landstrichs wenig. Ihr Misstrauen gegen die alte Hauptstadt Neapel und die neue Hauptstadt Rom zeigt sich auch an der Wahl ihres liebsten Fußballvereins: Seiner Erinnerung nach sei hier »früher nie jemand für den SSC Neapel« gewesen, erklärt Teodosio, »nicht einmal, als Maradona dort gespielt hat, und auch niemand für den AS Rom. Alle waren Juventus-Fans, es kam ihnen vor, als wäre dieser Club im Ausland, als handelte es sich um die Mannschaft von Sidney oder Toronto oder Buenos Aires«. Turin, wo die Einigung Italiens besiegelt worden war, blieb ihnen so fremd wie jede andere Stadt, in die die Leute aus der Gegend zu emigrieren gewohnt waren.

Auf der anderen Seite der Via führt ein steiler Weg in den oberen, antiken Teil des Städtchens, die »Rione Terra«. Auf regelmäßigen Spaziergängen hinkt der Kapitän durch den Ort, das Frühjahr und die Zeiten: »Einmal scheint dir, du bist in der Brianza, dann in der Schweiz – es gibt hier auch einige Chalets –, dann in den Höhlen von Matera, dann in Wolfsburg, dann in Mostar oder Sarajewo, so wie es dort heute aussieht, denn der Rione Terra ist noch voller Kriegsrüinen, da unser Krieg aber schon länger zurückliegt, sind zwischen den Trümmern Bäume gewachsen; das Gleiche wird auch in Mostar und Sarajewo passieren.« Der Jugoslawien-Krieg ist nah und doch nur in Fernseh Bildern präsent. Die Schlacht um Montecassino war näher, deshalb haben sich die drei Generäle der »Rione Terra« auf sie fixiert. In diesen Krieg sind sie geraten, weil im September 1943 zufällig eine der am härtesten umkämpften Verteidigungslinien der deutschen Besatzer durch ihre Gegend verlief.

Die Erzählungen der Dorfbewohner sind voller Andeutungen, Abschweifungen, Wiederholungen. Manchmal verliert der Kapitän die Geduld. »Ich bin seit vierzehn Tagen hier und habe noch keine einzige Geschichte ordentlich von Anfang bis Ende gehört ... Schlimmer als in einer Hafenkneipe.« Gerüchte, Vermutungen und tradierte Vorstellungen ergeben nur ein fragmentarisches Bild. »Wir machen nichts anderes, als Mosaiksteinchen zu sammeln und einige aneinanderzureihen«, rechtfertigt sich Onofrio. Ob sich daraus ein Muster ergibt, können die Freunde nicht versprechen. Der Schiffskapitän und auch die Leser des Romans müssen ertragen, dass die Geschichten kompliziert sind, sich überlagern und am Ende Leerstellen bleiben.

Dass man sich nicht in den endlosen, teils wirren Reden verliert, liegt an der Erzählkunst Ramondinos, ebenso wie an der großartigen Übersetzung von Maja Pflug. Sie trifft für die geschwätzigen Dorfbewohner und für die reflektierte Nacherzählung des Kapitäns einen je eigenen Ton. Das Stimmengewirr wird lebendig, man hört die Atemlosigkeit und, umgekehrt, jedes leise Stocken. Wer je Südtaliener erzählen sah, wird die Geste, die einen Gedanken entfaltet, die Handbewegung, die den Worten Nachdruck verleiht, und den Blick, der die Rede begleitet, erraten können.

Dieser Tage erhält Maja Pflug den Deutsch-Italienischen Übersetzerpreis für ihr Lebenswerk. Sie hat wichtige Autoren der italienischen Nachkriegsliteratur wie Cesare

Pavese, Pier Paolo Pasolini oder Natalia Ginzburg ins Deutsche übertragen, vor allem aber hat sie viele Autorinnen und Autoren mit ihren Übersetzungen einem deutschsprachigen Publikum überhaupt erst bekannt gemacht. Zu ihnen gehört Fabrizia Ramondino, deren Bücher sie vor mehr als 20 Jahren entdeckt hat.

»La Via« ist Ramondinos letztes Buch, sie starb 2008 einen Tag vor dem Erscheinen der italienischen Originalausgabe. Wie alle ihre Bücher ist auch dieser Roman voller autobiographischer Anspielungen. Wer heute auf der Straßenkarte die geweihte Anhöhe Acraias sucht, findet sie unter dem Namen Itri. Dorthin hatte sich Ramondino in den letzten Lebensjahren zurückgezogen. Der Autorin gelingt es, ein anderes Bild des italienischen Südens zu zeichnen: ein Fragment aus Acraia verweist auf die mythologische Vorzeit, ein Bruchstück aus Teodosios Leben erzählt ein Kapitel italienischer Zeitgeschichte. Ramondino verleiht ihre Stimme einem männlichen alter ego und bricht damit mit überkommenen Vorstellungen über süditalienische Geschlechterrollen. Teodosio und Onofrio sind keine Machos und Rituzza ist weder Ehefrau noch aufopferungsvolle Mutter, mutig und erfinderisch verfolgt sie ihren eigenen Weg der Emanzipation. Ramondino verklärt weder die Überreste der »Rione Terra«, noch lassen sich die Beobachtungen im »Borgo« als Abgesang auf das heutige Italien lesen. »La Via« führt nicht in den wohlbekanntem Süden, sondern in den wunderbaren Mezzogiorno mit allen seinen Widersprüchen.

Fabrizia Ramondino: La Via. Aus dem Italienischen von Maja Pflug. Zürich: Arche-Verlag 2010, 352 Seiten, 24,90 Euro